



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus dem römischen Alterthum : ein reicher Parvenu in der
Kaiserzeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bilder aus dem römischen Alterthum.

Ein reicher Parvenu in der Kaiserzeit.

Zwei verschiedene Methoden gibt es, Zustände einer entfernten Vergangenheit in anschaulichen Bildern darzustellen, jede auf ihrem eignen Gebiet berechtigt, die poetische und die historische. Der Dichter und der Geschichtsschreiber müssen beide, wenn sie treu und wahr schildern wollen, dieselbe Ueberslieferung benutzen, aber ihr Verfahren ist keineswegs dasselbe. Die Ueberslieferung ist ihrer Natur nach fragmentarisch. Der Dichter darf und muß ihre Lücke mit freischaffendem Geiste ergänzen, folglich können wir von ihm keine factische Wahrheit erwarten, sondern nur, daß seine Darstellung im Einklange mit der zu Grunde liegenden Ueberslieferung sei. Der Historiker dagegen darf nichts zu seiner Schilderung benutzen, was nicht entweder thatsächlich feststeht oder sich aus Combination feststehender Thatsachen mit Gewißheit ergibt. Die poetische Wahrheit erfordert die Uebereinstimmung des Bildes mit der Wirklichkeit nur in dem allgemeinen Charakter der Färbung, die historische gestattet keine Abweichung, auch im Detail, auch in der Nuancirung nicht.

Auf jene Art schildert Walter Scott und Manzoni, auf diese Macaulay und Ranke. Diese beiden Methoden schließen einander aus, grade das, worin der Hauptwerth der einen beruht, liegt außer dem Bereich der andern. Ein guter Roman verdankt seinen Werth hauptsächlich der gestaltenden Kraft des Dichters, deren freies Walten nicht durch die engen Schranken des zufälligen Thatbestandes gehemmt wird: eine gute historische Schilderung ist das Resultat geistvoller und gewissenhafter Forschung, die sich aber nur auf dem Gebiet des thatsächlich Feststehenden bewegen darf. Die Vorzüge beider Gattungen vereinigen wollen, heißt etwas Unmögliches unternehmen. Die heutzutage beliebte Mischgattung der Romane zum Zweck geschichtlicher Belehrung leidet an diesem innern Widerspruch: sie haben entweder keinen poetischen Werth oder keine historische Glaubwürdigkeit, und sehr häufig keins von beiden.

Auch auf dem Gebiet des römischen Alterthums ist ein solcher Versuch gemacht worden, geschichtlichen Inhalt in Romanform vorzutragen, wir meinen das Buch des vor einigen Jahren verstorbenen Prof. W. A. Becker in Leipzig: Gallus oder römische Scenen aus der Zeit Augusts. Cornelius Gallus, aus niedriger Abkunft zu einer bedeutenden Stellung aufgestiegen, einer von Augusts Vertrauten, und zugleich einer der berühmtesten Dichter seiner Zeit, der durch Selbstmord einem drohenden Hochverrathsproceß sich entzog, ist hier zum Mittelpunkt einer Reihe von Schilderungen gemacht, die verschiedene Seiten des damaligen high life veranschaulichen sollen. Der poetischen Lizenz ist durchaus kein Spielraum auf Kosten der historischen Treue gegeben. Becker ver-

gleicht seine Arbeit mit der eines Mosaicisten, der aus einer Anzahl gegebener bunter Stifte ein Bild zu Stande bringen soll. In der That hat er keinen Zug darin aufgenommen, der nicht aus der alten Literatur belegt werden kann, und wenn er eine seiner Personen räuspert oder spucken läßt, so beweist er mit Citaten, daß die Alten dies auch gethan haben. Hier ein Beispiel. Gallus schreibt einen Brief an seine Geliebte, und haucht den Siegelring an, bevor er ihn in das Wachs drückt. „Es hat ein eigenthümliches Interesse, in solchen kleinen Zügen die Uebereinstimmung der Gewohnheiten des Alterthums mit denen unserer Zeit wahrzunehmen, so natürlich diese an sich auch ist. Auch wir hauchen vor dem Siegel den Ring an.“ Folgt eine Stelle aus Ovids Elegien, wo der liebende Dichter sich wünscht, der Ring seines Mädchens zu sein, um ihre Lippen berühren zu können. „Es sind das in der That Kleinigkeiten, aber je mehr man in dem Irrthum befangen zu sein pflegte, das antike Leben als ein von dem unsrigen verschiedenes zu betrachten, desto mehr sind solche kleine Gewohnheiten hervorzuheben, um durch ihre Zusammenstellung jene Zeit näher an die unsrige heranzurücken.“

Bei solcher Bedanterie mußte natürlich die Darstellung dürrig, trocken und unlebendig werden. Der Werth des Buchs besteht ausschließlich in den wissenschaftlichen Abhandlungen, die den einzelnen Scenen angehängt sind. Hier, wo der Verfasser, der einer unserer kenntnißreichsten und sorgfältigsten Alterthumsforscher war, sich heimisch fühlte, wo er nur zu Gelehrten sprach, hat er Vortreffliches geleistet. Vermuthlich wurde er zu seinem Mißgriff durch den Erfolg verleitet, den ein am Ende des vorigen Jahrhunderts in ähnlicher Form abgefaßtes Buch gehabt hat: *Sabina oder Morgenseenen im Putzzimmer einer reichen Römerin*. Von Böttiger. Zweite Auflage. 1806. Es imponirte damals durch den Schein enormer Gelehrsamkeit und gestiel zugleich, weil nun auch die Leserinnen der Modezeitung von Dingen mitsprechen konnten, die man bis dahin nur aus dem Studium schweinsleberner Folianten hatte erfahren können. Noch immer ist es kein ganz unbrauchbares Buch, weil Böttiger mancherlei entlegene Notizen zusammengelesen hatte, aber wie alles, was er geschrieben hat, ist es oberflächlich, unzuverlässig und ohne alle Kritik. Die Darstellung ist widerwärtig. Die Muse, die Böttiger zu seinen Schilderungen des antiken Lebens inspirirte, war eine geschminzte, mit Schönpflästerchen befleckte Kokette im Toupé und Reifrock, die durch Affectation und Wigelei ihren Mangel an Geist, Wahrheit und Ursprünglichkeit zu verdecken suchte.

Den Mißgriff dieser beiden Gelehrten, Dichtung und Wahrheit in einem unnatürlichen Bunde vereinigen zu wollen, hat der Verfasser der *Ferienstchriften*, Herr Hofrath Zell, vermieden, die, wenn wir uns recht erinnern, zuerst im Morgenblatt erschienen. Hier ist wirklich der Versuch gemacht, wissen-

schaftliche Gegenstände in angemessener populärer Form zu behandeln, aber leider auf eine sehr dilettantische Art, da der Verfasser weder Gründlichkeit, noch Umfang des Wissens in erforderlichem Grade besessen hat. Wir würden dieser Schrift auch nicht gedacht haben, wenn nicht Goethe sie seines Lobes gewürdigt hätte. Der alte Herr fand sich dadurch angenehm unterhalten und angeregt, vermuthlich legte er mehr in die kleinen Aufsätze hinein, als er von ihnen empfing.

Wenn auch hier der Versuch gemacht werden soll, eine Reihe von Bildern aus dem römischen Alterthum zu geben, so schließen wir von dem zu benutzenden Material nicht bloß alles aus, was auf phantastischer Vorstellung, sondern auch, was auf nicht erweislicher Vermuthung beruht. Wir knüpfen dabei an eins der seltsamsten Fragmente in der römischen Literatur an, das auf den ersten Blick von zu vielen Räthseln umgeben scheint, um als Quelle benutzt zu werden: das sogenannte Satyricon des Petronius. Der Name und die Person des Verfassers, das Zeitalter, in dem er geschrieben, und der Inhalt seines Buchs sind bis in die neueste Zeit Gegenstand gelehrter Streitigkeiten gewesen, die jedoch gegenwärtig in der Hauptsache als entschieden betrachtet werden können. Es sind Fragmente eines Romans, dessen Plan bei seiner jetzigen Zertrümmerung außer aller Berechnung liegt; was wir übrig haben, sind lose zusammenhängende Szenen, in Prosa mit eingewebten Gedichten; zum Theil Schilderungen der schmutzigsten Art, die das Buch mit Recht in Verruf gebracht haben; aber durch und durch mit Witz, Geist, Feinheit und Geschmack geschrieben. Die einzelnen Stücke sind zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Handschriften entdeckt worden, und das Interesse, welches das Buch namentlich außerhalb der gelehrten Welt erregte, bewog einen Franzosen, Franz Rodot, gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu einer Ausfüllung der den Zusammenhang störenden Lücken, die angeblich aus einer von ihm entdeckten vollständigen Handschrift stammte; eine Fälschung, die zwar die Akademien in Nimes und Arles täuschte, aber sehr bald entdeckt wurde, und ihrem Urheber viele Grobheiten von den gelehrten Herausgebern des Petron eintrug. Sowol wegen seines Witzes als wegen seiner zügellosen Libertinage machte das Buch in der guten Gesellschaft des ancien régime enormes Glück, es war bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht weniger als sechsmal ins Französische übersetzt. In den Kreisen der deutschen Literatur, in denen man sich mit mehr oder minder Glück bestrebt, die Galanterie der Franzosen nachzuahmen, fand es ebenso großen Anklang. Der von König Ludwig eines Plazes in Walhalla gewürdigte Dichter des Ardinghello und der Hildegard von Hohenthal übersetzte es ins Deutsche (Rom [Schwabach] 1773). Es ist bekannt, mit welcher Vorliebe Heinse sich auf dem Gebiet des Bestialen erging: aber nichts, was er geschrieben hat, ist so ekelhaft und zugleich so dumm, als seine

Vorrede zu dieser Uebersetzung. Petron wird für einen Liebling der sokratischen Grazien erklärt und die trübsägigen, weinerlichen, „Dudeldunianer“, die das nicht einsehn, in dem renommistischen Ton des damaligen jungen Deutschland mit souveräner Verachtung abgefertigt.

Für den Verfasser dieses merkwürdigen Buchs hat lange Zeit ein Titus Petronius gegolten, der im Jahr 66 bei Nero verdächtigt, durch Selbstmord der Hinrichtung zuvorkam. Er gehörte zu den in der Geschichte nicht seltenen Männern, die, nachdem sie ihre staatsmännische Begabung hinlänglich documentirt, sich mit Ostentation der Lieberlichkeit ergeben, und den höchsten Ruhm darein setzen, elegante *Noués* zu sein. Diesen Ruhm erreichte Petronius in einem so hohem Grade, daß er an Neros Hofe für die erste Autorität in allem galt, was das Raffinement des Lebensgenusses betraf, und von dem Kaiser selbst als *arbitrator elegantiarum* stets um Rath befragt wurde. Seine bevorzugte Stellung zog ihm jedoch den Neid anderer Höflinge zu, und ihre Intriguen trieben ihn zu dem Entschluß, sich die Adern zu öffnen. Auch im Tode bewies er dieselbe nachlässige Imperturbabilität, die man im Leben so sehr an ihm bewundert hatte. Er verzögerte sein Ende durch Anlegung von Verbänden, und füllte seine letzten Stunden mit Mahlzeit, Schlaf und Lectüre galanter Gedichte. Sein Testament enthielt eine *chronique scandaleuse* des Kaisers, er sandte es Nero versiegelt zu, und zerbrach dann den Siegelring, damit er niemanden in Gefahr brächte. So erzählt Tacitus.

Daß das unter dem Namen des Petron erhaltene Satyricon nicht das hier beschriebene Testament sein kann, davon hat man sich schon längst überzeugt. Ebenso wenig ist die Identität des Verfassers mit dem von Tacitus geschilderten Petron zu erweisen: ja es ist möglich, daß der Name nur symbolisch zur Bezeichnung des Inhalts gewählt worden ist, wie ein Kochbuch den Namen des berühmten Schlemmers Apicius, eine Sammlung von moralischen Sprüchen den Namen Cato führt. Dagegen darf nach der neuesten wissenschaftlichen Untersuchung als erwiesen gelten, daß das Satyricon ungefähr in der neronischen Zeit geschrieben ist, und sicherlich rührt es von einem den gebildeten Ständen angehörigen Manne her. Wir dürfen es also unbedenklich bei Schilderungen der damaligen Zustände als Quelle benutzen.

Das größte der Bruchstücke, die von dem Satyricon sich erhalten haben, ist am spätesten (1662) zu Trau entdeckt worden; es ist das interessanteste, eignet sich mit geringen Auslassungen zur Mittheilung, und hat eine gewisse Abgeschlossenheit. Sein Gegenstand ist das Gastmahl eines Freigelassenen, Trimalchio, der sich aus tiefster Niedrigkeit zum Besitz von Millionen aufgeschwungen hat, und nun in einer kleinern Stadt sich durch lächerliche und geschmacklose Prahlerei mit seinem Reichthum prostituirt. Der Name Trimalchio, der ungefähr so viel bedeutet als Erzärtling, ist in der Absicht gewählt, den

fastidiosen Uebermuth dieser ungebildeten Parvenus auszudrücken, die in gänzlicher Vergessenheit ihrer Antecedentien für ihre theure Person nichts zart, fein und ausgesucht genug fanden. Petron hat in seinem Trimalchio noch ein leidliches Exemplar aus dieser Classe geschildert, denn bei Gemeinheit und Absurdität ist dieser nicht ohne Gutmüthigkeit. Zwar steht in dieser Schilderung vieles so übertrieben aus, daß man eine Caricatur und nicht ein Bild nach dem Leben vor sich zu haben meint. Aber alles, was wir sonst von den Zuständen jener Zeit wissen, berechtigt zu dem Glauben, daß der Dichter sich nicht weiter von der Wahrheit entfernt hat, als unsre heutigen Romandichter. Um das Gastmahl des Trimalchio richtig zu würdigen, ist es nöthig, sich vor allem die Stellung zu vergegenwärtigen, die in der damaligen römischen Welt die Freigelassenen einnahmen.

Schon seit dem Ende der Republik war Rom ein Sammelplatz aller Nationen des Erdkreises geworden. Aus allen Provinzen strömten Menschen dahin, um ihr Glück zu machen, und namentlich wurde die Hauptstadt des Erdkreises mit einer wahren Masseneinwanderung von Griechenland, Kleinasien und dem eigentlichen Orient, Syrien, Phönicien, Palästina und Aegypten überflutet. Durch die massenweise Aufnahme dieser Fremden in das römische Vollbürgerthum ergänzte sich die in den Bürgerkriegen fürchterlich zusammengeschmolzene Bevölkerung Roms und Italiens, und änderte zugleich vollständig ihren Charakter. Zu ihrer Versezung mit fremden Elementen trug sodann auch die Zunahme der Freilassungen bei, die aus verschiedenen Gründen zu Anfang der Monarchie erfolgte. Jährlich wurden Tausende von Sklaven, die aus allen Theilen der Erde, namentlich aber aus dem Orient zusammengekauft waren, zu römischen Bürgern gemacht, und welch bedeutenden Bestandtheil der Gesamtbevölkerung diese Freigelassenen bildeten, das zeigen am besten die römischen Grabdenkmäler, die wie alle erhaltenen inschriftlichen Denkmäler fast sämmtlich aus der Zeit der Monarchie stammen. Namentlich in der Umgegend von Rom haben sich an den Seiten aller Heerstraßen, die von der Hauptstadt ausgehen, Tausende solcher Monumente erhalten: und sie sind der ungeheuren Mehrzahl nach (Niebuhr meinte, zu neun Zehnthellen) von Freigelassenen. Schon in der neronischen Zeit stammten nicht nur sehr viele Familien des zweiten, des Ritterstandes, sondern auch des ersten, des senatorischen, (jener entspricht theilweise unserer Geld-, dieser unserer Geburtsaristokratie) von solchen Ahnen ab.

Aus dieser Classe wählten die Kaiser zum großen Theil ihre Hausbeamten, ihre Dienerschaft, ihre Geschäftsführer, und diese Stellen waren es, die ihren Inhabern Einfluß, Macht und Reichthum verschafften, während die aus der Republik stammenden Ehrenämter zu werthlosen äußerlichen Auszeichnungen geworden waren. Die Abkömmlinge der ältesten Familien be-

warben sich wetteifernd um die Gunst von Menschen, die aus dem Sklavenstande sich zu Hofämtern emporgearbeitet hatten. Unter dem schwachköpfigen Claudius war die Regierung des römischen Reichs völlig in den Händen der kaiserlichen Freigelassenen, namentlich des Secretärs Narcissus und des Schatzmeisters Pallas. Dieser letztere, ein Bruder des aus der Apostelgeschichte bekannten Procurators von Judäa, Felix, gebot über Macht und Reichthum, wie kaum je ein Unterthan. Er besaß etwa zwanzig Millionen Thaler, ein Vermögen, das vermuthlich größer war, als das des reichsten Mannes der Republik, des Triumvir Crassus, und auch in der Kaiserzeit für einen enormen und seltenen Reichthum galt, wenn gleich einzelne, wie Neros Lehrer, der Philosoph Seneca, ebenso viel, andere sogar noch mehr hatten. Der römische Senat bewies gegen diesen ehemaligen Sklaven eine Unterwürfigkeit, die selbst in diesen Zeiten der niederträchtigsten Servilität merkwürdig ist, und die Herablassung, mit der Pallas die ihm dargebrachten Huldigungen entgegennahm, zeigte die Erniedrigung der einst so stolzen Körperschaft im grellsten Lichte. Mit der plumpsten Schmeichelei ersann man einen Stammbaum, der die Abkunft des kaiserlichen Schatzmeisters von dem sagenhaften König Arkadiens, Pallas, herleitete, und ein Abkömmling der Scipionen schlug im Senat eine Dankadresse vor, weil der Sprößling eines Königshauses seinen uralten Adel dem Wohl des Staats nachsetze und sich herablasse, Diener des Fürsten zu sein. Auf die Motion eines der Consuln im Jahr 52 wurden ihm als Anerkennung seiner Verdienste ein bedeutendes Geldgeschenk und die Auszeichnungen angetragen, die einem der höchsten Staatsämter zukommen; Pallas nahm aber nur die letztere an. Nun erfolgte ein Decret, das funfzig Jahre später der jüngere Plinius in den Staatsarchiven mit Scham und Entrüstung las. Der Senat habe zwar dem verdienten Mann aus dem Staatsschatz eine ansehnliche Summe (von etwa 100,000 Thalern) zuerkannt, und je entfernter sein Gemüth von Habsucht sei, um desto eifriger sich bei dem Kaiser, dem Vater des Vaterlandes, verwenden wollen, daß er seinen Schatzmeister bewegen möchte, den Wünschen des Senats nachzugeben. Da aber der Kaiser auf Pallas Wunsch und in dessen Namen das Geldgeschenk abgelehnt, so bezeuge der Senat, daß er zwar jene Summe unter den übrigen Pallas zuerkannten Ehrenbezeugungen verdienstermaßen und mit Freuden votirt habe; daß er jedoch dem Willen seines Fürsten, dem zu widerstreben er in keiner Sache für zulässig achte, sich auch hierin füge. Zum Ueberflus wurde dieser Senatsbeschluß noch in einer Bronzetafel an einer Statue Julius Cäsars aufgestellt, und der Besitzer von zwanzig Millionen als Muster strenger Uneigennützigkeit gepriesen. Es ist kein Wunder, daß die Insolenz des Emporkömmlings, vor dem die Aristokratie Roms sich so tief demüthigte, ins Grenzenlose ging. Ein Zug, den Tacitus berichtet, genügt, sie zu charakterisiren. Als er unter Nero wegen Hochverraths vor Gericht

gestellt war, wurden einige aus seiner Dienerschaft als Mitwiffer genannt. Er erwiderte: nie habe er in seinem Hause etwas anders als mit Winken oder Deuten verfügt: wenn mehres zu bemerken gewesen, habe er seine Befehle schriftlich ertheilt, um sich nicht durch Sprechen gemein zu machen.

Ein Theil des Glanzes, der diese mächtigen kaiserlichen Freigelassenen umgab, strahlte natürlich auf den ganzen Stand der Freigelassenen zurück, und auch seine geringsten Mitglieder werden sich ohne Zweifel nicht wenig damit gewußt haben, daß vor ihren Collegen am Hofe der höchste Adel sich bückte, daß Consuln es sich zur Ehre schätzten, an ihrer Seite zu gehn. Nun waren grade unter ihnen manche ungeheuer reich: theils hatten sie im Dienste großer Häuser mannigfache Gelegenheit gehabt, auf mehr oder minder anständige Weise Vermögen zu sammeln, theils hatten sie es durch Speculation und kaufmännische Geschäfte erworben, von denen ein großer Theil in ihren Händen war. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sie mit ihrem Reichthum ebenso viel Ostentation trieben, als die kaiserlichen Hausbedienten mit ihrem Einfluß, und ihr Hochmuth war noch viel plumper, beleidigender und unerträglicher. Er ist der Gegenstand von manchem Spottgedicht Martials, in dessen (zu Ende des ersten Jahrhunderts verfaßter) Epigrammensammlung sich die Gebrechen der damaligen socialen Zustände so weit treu abspiegeln, als der höchst talentvolle, aber feile und servile Dichter sie zu schildern wagte. Er fragt seinen Zoilus (so heißt bei ihm der unverschämte, prahlende Parvenu), weshalb er einen Siegelring trage, der ein ganzes Pfund wiege? Für die Finger seien solche Ringe zu schwer, wie er sie noch vor kurzem an seinen Beinen getragen. Derselbe stellt sich fieberkrank, um seinen Gästen seine, aus Aegypten verschriebenen Polster mit echt purpurnen Ueberzügen und Scharlachdecken zu zeigen; und der Dichter gibt ihm den Rath, die Betten mit ihm zu tauschen, wenn er schnell gesund werden wolle. Am widerwärtigsten und gemeinsten war die Großthuerei eines Zoilus und seines Gleichen bei ihren Gastmählern, denen Martial die unsaubersten Kneipen vorzuziehn erklärte, obwol er doch, wie es scheint, mitunter daran Theil nahm. Der Hausherr lag breit im üppigsten Neglige auf dem Speisefopha, auf seidne purpurüberzogene Polster gestützt, und stieß seine Nachbarn rechts und links mit dem Ellbogen. Eismal stand er während der Mahlzeit auf, um seinen Anzug zu wechseln. Ein Page hielt hinter ihm Zahnstöcher aus Mastix und rothe Federn, um ihn zu einem unaussprechlichen Zweck damit im Halse zu figeln. Ein Mädchen aus seinem Harem wehte ihm mit einem grünen Fächer Kühlung zu, eine andre vollzog mit kunstgeübter Hand die Procebur, die man auf den Südseeinseln Schampu nennt, ein Sklave scheuchte ihm mit einem Myrthenzweige die Fliegen, überdies waren andere Bequemlichkeiten bereit, die auch nicht einmal angedeutet werden können. Die Schoßhündchen und Lieblingspagen erhielten aus der Hand ihres Herrn die

1881. I. 1881.

kostbarsten Bissen, und seine Narren (in jedem reichen Hause damals unentbehrlich, und zwar in der Regel wirkliche Eretins, nicht was man im Mittelalter darunter verstand) köstlichen hundertjährigen Wein in kostbaren Kelchen. Während dessen mußten sich die Gäste mit sehr viel geringern Speisen und jungen sauren Weinen begnügen, die bei Marseille oder an der genuessicht Rüste gewachsen waren; und während der Hausherr sich mit Salben aus der (damals fashionabelsten) Parfümerie von Cosmus übergoss, (kostbare Wohlgerüche und Salben waren ein Luxus, der bei einem schwelgerischen Mahl nicht fehlen durfte) wurden der Gesellschaft in goldenen Gefäßen gemeine Pomaden gereicht. Wenn der Wirth endlich, von zahlreichen Bechern eingewiegt, schnarcht, müssen die Gäste ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen beobachten und sich mit stummem Nicken zutrinken.

Diese Schilderung Martials ist nur ungefähr um dreißig Jahre jünger als die Petrons, und zwischen dem Zoilus des einen, und dem Trimalchio des andern ist wenig mehr Unterschied als zwischen dem Parvenu in der Residenz und dem in der Provinz; der letztere ist lächerlicher, spießbürgerlicher und gemüthlicher. Die Verstümmelung des petronischen Romans läßt uns leider darüber in Ungewißheit, welche Stadt der Schauplatz von Trimalchios Blamagen ist; aber es kann entweder nur Neapel oder Puzzuoli (Puteoli) sein.

Der Gelehrte, dessen scharfsinnige und gründliche Untersuchung uns über das Zeitalter des Petron belehrt hat, Studer in Bern, ist für Neapel; wir glauben jedoch aus mehrern Gründen uns für Puteoli entscheiden zu müssen. Puteoli war damals einer der ersten, wo nicht der erste Hafen Italiens, und als Hauptstapelplatz für den Handel mit dem Orient und Aegypten muß es viel bedeutender gewesen sein als heutzutage Livorno, Ancona und selbst Triest, weil der Verkehr mit dem Orient viel bedeutender war, und sich hier zum großen Theil (der aegyptische ausschließlich) concentrirte. Die Bevölkerung muß viel levantinische Elemente enthalten haben. Zufällig wissen wir, daß die phöniciſche Stadt Tyrus hier eine Factorei besaß, die mit einer Stiftung zur Ausübung einheimischen Gottesdienstes verbunden war; und vermuthlich haben alle bedeutendern griechischen und orientalischen Handelsplätze, die mit Puteoli in dauernder Verbindung standen, namentlich Alexandrien, ähnliche Etablissemens zu kaufmännischen und religiösen Zwecken hier unterhalten.

Wo Griechen und Orientalen in einiger Anzahl theils längere Zeit sich aufhielten, theils für immer angestebelt waren, konnte natürlich die Umgangssprache von den Einflüssen der fremden Idiome nicht frei bleiben. Die Conversation an Trimalchios Tafel wird in einem Randerwelsch geführt, in dem auffallend viel Gräcismen und griechische Wörter, theils rein, theils mit lateinischen Endungen vorkommen. Je weniger die Natur dieser Vulgarsprache, die Wirth und Gäste reden, wiederzugeben ist, desto nöthiger ist es, sie wenigstens nach

ihren von Stuber hervorgehobenen Haupteigenthümlichkeiten zu charakterisiren. Dazu gehört eine bedeutende Zahl von alterthümlichen Wörtern und Formen, welche zeigen, daß die Sprache des Volks an den Fortschritten nicht Theil genommen hatte, die die Schriftsprache in der eben vergangenen glänzenden Literaturepoche gemacht hatte; daher sie sich aber auch eine größere Reckheit und Freiheit in ausdrucksvollen Wortbildungen bewahrt hat. Wenn sich diese Erscheinungen auf die äußere Form des Ausdrucks beziehen, so gibt sich der Geist der römischen Plebs in der Verbtheit ihrer Redeweise, in der häufigen Anwendung von Sentenzen, Sprichwörtern und gangbaren Vergleichen, so wie in den vielfältig gebrauchten Hyperbeln, Betheurungs- und Schwurformeln kund.

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir den würdigen Trimalchio selbst seine Carriere erzählen lassen, wobei der Ton des Originals in freier Uebersetzung nur annähernd erreicht werden kann, und überdies manche Auslassungen unvermeidlich sind. „Ich bitte euch Freunde,“ sagt er zu seinen Gästen, „seid vergnügt; denn ich bin ja auch nichts Besseres gewesen als was ihr seid; aber doch bin ich durch mein Verdienst so weit gekommen. Die Größe im Kopf ist es, die den Mann macht; alles übrige sind Possen. Ich kaufe gut, ich verkaufe gut; andre werden euch mehr darüber sagen. Was ich sagen wollte, zu meinem jetzigen Glück hat mich nur meine gute Aufführung gebracht. Als ich aus der Levante kam, war ich gut gerechnet, nicht größer als dieser Candelaaber. Ich pflegte mich täglich an ihm zu messen, und um eher einen Bart auf den Schnabel zu kriegen, rieb ich mir die Lippen mit Lampenöl.“

Ueber seine Dienstjahre geht Trimalchio kurz hinweg, nicht weil er sich seiner Vergangenheit schämt, denn auf einem großen Wandgemälde in einer Säulenhalle seines Hauses hat er seine ganze Laufbahn darstellen lassen, deren erste Scene der Sklavenmarkt ist, auf dem er noch als Knabe verkauft wird. Der Maler hat ihm, dem Günstling Mercurus einen Caduceus in die Hand gegeben. Im folgenden Bilde besteht er an der Hand Minervas Rom. Sodann ist zu sehen, wie er rechnen lernt, wie er Rechnungsführer wird und so von Stufe zu Stufe steigt, bis am Ende der Wand der Künstler, dem Trimalchio die Ausführung dieses wichtigen Gegenstandes anvertraut hat, ihn von Mercur am Kinn in die Höhe heben und auf eine hohe Tribune tragen läßt. Um die Allegorie noch verständlicher zu machen, hat er die Glücksgöttin mit dem Füllhorn, und die Parzen, ein goldenes Gespinnst drehend, daneben gestellt.

Der Erzähler deutet noch an, daß er auch die Gunst seiner Herrin in beglückender Weise besessen, auf welchen Punkt er aber aus Delicateffe nicht näher eingehen will, und fährt fort: „Wie denn übrigens geschieht, was die Götter wollen, so wurde ich Herr im Hause, und holla! nun fing ich an, meinen Kopf für mich zu haben. Wozu lange Reden? Mein Herr setzte mich

mit dem Kaiser zusammen zum Erben ein, und ich bekam ein gräßliches Erbtheil. Aber wie denn nun keiner niemals genug hat, so bekam ich Lust Geschäfte zu machen. Um es kurz zu machen, ich baute fünf Schiffe, lud Wein (der war damals Gold werth) und ließ sie nach Rom abgehn. Als wenn ich es so bestellt hätte, litten alle Schiffbruch. Ich erzähle euch kein Märchen, sondern reine Wahrheit: an einem Tage schluckte der alte Neptun zwei Millionen. Ihr glaubt, das hätte mich auf den Sand gesetzt? Nein, wahrhaftig nicht! ich kam durch den Verlust erst in Geschmach, es war mir als wäre nichts geschehen, ich baute andre, größere, bessere und glücklichere. Ich lud wieder Wein, Speck, Bohnen, Parfümeriewaaren, Sklaven. Dazumalen hat sich meine Alte wie eine brave Frau betragen; sie verkaufte all ihren Schmuck und ihre Kleider und steckte mir hundert Fische in die Hand: das war der Sauerteig für meine Groschen. Was die Götter wollen, das wird man schnell. Bei einer Fahrt schlug ich mehr als eine halbe Million heraus. Nun kaufte ich gleich alle Güter, die meinem Herrn gehört hatten, ich baute mir ein Wohnhaus, kaufte Zugvieh, was ich anrührte, wuchs wie ein Hefenkuchen. Als ich mehr hatte als die ganze Provinz, aus der ich her bin, zusammengenommen, ließ ich die Hand davon, zog mich aus dem Geschäft heraus und ließ Geld auf Zinsen. Und da hat mir ein Sterngucker sehr guten Rath gegeben, der zufällig an unsern Platz kam, Namens Serapa, nur so ein griechisches Kerlchen, aber klug als wenn er im Rath der Götter gesessen hätte. Der hat mir Dinge gesagt, die ich selbst lange vergessen hatte: von A bis Z hat er mir alles explicirt, er sah mir wahrhaftig bis in den Magen, es fehlte wenig, daß er sagen konnte, was ich Tags zuvor zu Mittag gegessen hatte. Man hätte glauben sollen, er habe fortwährend unter einem Dach mit mir gewohnt. „Du bist nicht glücklich in der Wahl deiner Freunde; niemand weiß dir für deine Wohlthaten rechten Dank; du besitzest große Ländereien; du nährst eine Schlange an deinem Busen.“ Und warum soll ich es nicht sagen: dreißig Jahre, vier Monate und zwei Tage hab ich noch zu leben. Auch werde ich bald eine Erbschaft thun. So sagt mein Horoskop. Komm ich noch so weit, daß meine Güter an Apulien grenzen, dann habe ich es bei meinen Lebzeiten weit genug gebracht. Unterdessen habe ich mit Mercur's Gunst dies Wohnhaus gebaut. Ihr wißt, es war eine Baracke, jetzt ist es ein Palais, hat vier Speisesäle, zwanzig Wohnzimmer, zwei marmorne Galerien, im Oberstock Wirthschaftsräume, ein Schlafzimmer, in dem ich selbst schlafe, und eine Stube für meine Alte, auch eine sehr gute Portierloge; und die Gastzimmer haben Raum für Gäste. Wenn Scaurus hergekommen ist, hat er nirgend so gern absteigen wollen als bei mir, und er hat doch an der See ein Absteigequartier bei einem Freunde seines Hauses. Es ist noch vieles andre da, was ich euch gleich zeigen will. Glaub mir nur: wenn du einen Groschen

hast, wirst du einen Groschen gelten; habe was, so wirst du für was gehalten. So ist euer Freund, der nur ein Wurm war, ein großer Herr geworden."

Auf dieselbe Art wie Chrentrimalchio haben damals Hunderte von Griechen und Aflaten, die jung als Sklaven in vornehme oder reiche Häuser kamen, Freiheit und Reichthum erlangt. Verschmitzt, gelehrig, schmiegsam, unterwürfig, waren sie auf tausend Arten zu brauchen, besonders da ihnen selten etwas zu schmutzig oder zu ehrlos war; auf tausend Arten wußten sie sich beliebt unentbehrlich, und gelang es ihnen, die Geheimnisse des Hauses zu erfahren, auch gefürchtet zu machen, und wenn das Glück gut war, setzte der Herr sie wol zu Miterben des Kaisers ein. Die Sitte den Kaiser im Testament zu bedenken, die schon zu Anfang der Monarchie aufkam, ist beiläufig gesagt für jene Zeit charakteristisch. Sie konnte nicht leicht von jemandem umgangen werden, der durch Rang und Vermögen eine hervorragende Stellung einnahm. Häufig retteten Verurtheilte ihren Hinterbliebenen die eine Hälfte ihres Vermögens dadurch, daß sie die andre dem Kaiser oder einem seiner Günstlinge vermachten, und Tacitus berichtet von jenem Petron, der möglicherweise der Verfasser unsers Romans ist, als Beweis seiner unabhängigen Denkweise, daß er verschmähete habe, Nero und seinen Creaturen auf diese Weise zu schmeicheln. Diese erzwungenen Legate waren für den Fiscus eine bedeutende Quelle des Einkommens, für dessen Steigerung die terroristischen Regierungen ohne alle Bedenkllichkeit in der Wahl der Mittel zu sorgen wußten. Caligula brachte es dahin, daß Personen, die mit ihm in gar keiner Beziehung standen, ihn mit ihren Kindern zusammen als Erben einsetzten; er erklärte jedoch mit dem Wige der Berrücktheit, daß sie sich über ihn nur lustig machten, da sie noch fortführen zu leben, und sendete ihnen vergiftete Ragouts. Uebrigens wurden in den schlimmsten Zeiten des römischen Kaiserthums solche Legate nicht nur als pflichtschuldige Abgabe an den Fiscus, sondern auch als eine der Majestät des Monarchen gebührende Huldigung gefordert. Tacitus Schwiegervater, der treffliche Agricola, konnte nicht umhin, den verabscheuten Domitian zum Miterben der besten Gattin und der zärtlichsten Tochter zu machen, und Domitian war äußerst erfreut darüber, da er vermuthlich gefürchtet hatte, Agricola würde wagen ihn zu übergehen. So verblendet und verschoben, sagt Tacitus, war sein Sinn durch unaufhörliche Schmeichelei, daß er nicht wußte, ein guter Vater setze nur einen schlechten Fürsten zum Erben ein. — Die bessern Kaiser, und auch die schlechtesten wie Tiber und Claudius im Anfange ihrer Regierung, lehnten wenigstens solche Vermächtnisse ab, die ihnen mit Umgehung naher Verwandten oder Leibeserben legirt waren.

Daß Trimalchio sich in seinen kaufmännischen Geschäften von einem Astrologen berathen läßt, darf man nicht für einen Aberglauben ansehen, der etwa nur seines Gleichen anhaftete, vielmehr theilte er ihn mit den gebildeten

Männern seiner Zeit. Die Astrologie war damals unter den zahlreichen Methoden der Prophezeiung die angesehenste. Die allgemeine Unsicherheit und Gefahr in einer Zeit, wo das Schicksal jedes Unterthanen von unberechenbaren Despotenlaunen abhing, wo der nächste Tag schwindelelregendes Glück oder jähes Verderben bringen konnte, wo die Ereignisse sich völlig der Berechnung entzogen — diese Zustände verbreiteten überall ein leidenschaftliches Verlangen den Schleier zu lüften, der die Geheimnisse der Zukunft zudeckte. Dazu kam die Unberechenbarkeit der Thronfolge, die fast nie durch legitimes Erbrecht, sondern im besten Falle durch den Willen des Regenten, gewöhnlich aber durch Palastintriguen und Militärrevolutionen bestimmt wurde; dies hatte zur Folge, daß bei allen, deren Schicksal mittelbar oder unmittelbar an die Thronfolge geknüpft war, ein Zustand von Aufregung und Spannung permanent wurde. Selbst die Aussichten derer, die nur auf gesetzlichem Wege nach der höchsten Gewalt strebten, hatten immer einen weiten Spielraum, die Unternehmungen der Rebellen und Verschwörer eine sichere Basis. Der Ablauf der bestehenden, der Anfang der künftigen Regierung war der Gegenstand zahlloser Wünsche, Berechnungen, Befürchtungen und Hoffnungen. Unter solchen Einflüssen erwuchs die Prophezeiung, durch die man aus der Geburtsstunde jedes Menschen sein Schicksal und Ende mit mathematischer Gewißheit ermitteln zu können glaubte, zu einer bedeutenden Macht. Sie befriedigte nicht bloß den Hang der Menge zum Uebernatürlichen und Geheimnißvollen, sie blendete auch die Gebildeten durch ihre scheinbare Wissenschaftlichkeit und ihren engen Zusammenhang mit der damals mit Vorliebe betriebenen Astronomie. Am meisten Boden gewann sie aber durch den Glauben an ein unabänderliches, von Urbeginn an verhängtes Fatum, der in der römischen Welt eine ungemeine Verbreitung gefunden hatte. War doch ein Tacitus zweifelhaft, ob der Fürsten Zuneigung für die einen, ihr Widerwille gegen die andern wie alles übrige vom Schicksal und vom Zufall der Geburt abhängt, oder ob etwas auf unsre Handlungsweise ankomme. Auf diesen düstern und trostlosen Fatumsglauben war aber die Wissenschaft begründet, welche den ganzen Verlauf des Lebens aus der Stellung der Gestirne in der Geburtsstunde herleitete. Ihre Anhänger ließen sich nicht dadurch irre machen, daß die Prophezeiungen der Astrologen täglich durch die Ereignisse Lügen gestraft wurden, daß verschiedene Schulen derselben aus einer Constellation verschiedene Schicksale prophezeihten: sie schrieben dies und ähnliches dem Betrage und der Unwissenheit der Gelehrten, nicht der Unvollkommenheit der Wissenschaft zu und behielten nur die angeblich oder wirklich eingetroffenen Prophezeiungen im Gedächtniß.

Wie gefährlich die Astrologie für die Regierungen war, ist leicht zu ermessen. Die Chaldäer (so nannte man die Astrologen von der Heimath ihrer Wissenschaft) hatten ein lebhaftes Interesse, in ihren Prophezeiungen sich nach

den Hoffnungen der Befragenden zu richten. Unter jeder Regierung gab es immer nicht wenige Große, die einst selbst den Thron zu besteigen hofften, und die Drakel der Chaldäer, die sich natürlich oft auf politische Berechnungen stützten, weckten schlummernde Leidenschaften, regten gefährliche Gedanken auf und gaben Gläubigen den Muth des Fatalismus. Bei sehr vielen Anklagen auf Verschwörung oder Mordversuche gegen den Kaiser finden wir Chaldäer als Zeugen oder Mitangeklagte. Sie wurden wiederholt des Landes verwiesen und mit dem Tode bestraft: vergebens. Diese Menschen, sagt Tacitus, ebenso gefährlich für die Machthaber als trügerisch für die Ehrgeizigen, wird man in unserer Stadt immer wegweisen und immer wieder festhalten.

Die Astrologie war im ersten Jahrhundert die von den höhern Ständen vorzugsweise begünstigte Art der Prophezeiung. Viele Gebildete, die nicht das Geringste ohne Befragung der Sterne unternahmen, sahen mit souveräner Verachtung auf die zahlreichen Classen von Wahrsagerei herab, die bei den untern Ständen in Gebrauch waren. Zu diesen verhielt sich die Astrologie in Bezug auf das Ansehn, das sie genoß, im ersten Jahrhundert ungefähr wie im neunzehnten der Somnambulismus, das Tischklopfen und der Psychograph zu der Wahrsagung aus Karten, Kaffeesatz und Zinnfuß. Natürlich erfuhren die gemeinen Leute ihr Schicksal zu viel geringern Preisen als die vornehme Welt. Während die große Dame ihren Hausastrologen bedeutende Summen zahlen mußte, um zu ermitteln, ob sie länger leben werde als ihr Liebhaber oder ihr Gemahl, ließ sich die Frau aus dem Volke für eine kleine Kupfermünze die Linien der Stirn oder der Hände beschauen, um zu wissen, ob sie dem Schenkwirth einen Korb geben und den Kleidertrödler nehmen sollte. Andre Arten der populären Wahrsagerei waren: aus Steinchen, Hölzchen, Würfeln, Feuer, Gerste, aus dem Siebe, aus Mehl, Käse und Eiern; die meisten wurden besonders bei dem Landvolk von umherziehenden Wahrsagern angewendet. Während jedoch die heutzutage in der gebildeten Welt beliebten Methoden die Zukunft zu erforschen denselben ausschließlich angehören und den untern Classen völlig unbekannt sind, war die Astrologie im Alterthum doch in allen Schichten der Gesellschaft verbreitet und ließ sich zu den Bedürfnissen auch der untersten Stände herab. Die Sterne wurden ebensowol über die geringfügigsten Dinge als über das Schicksal der Welt befragt, und wenn die Astrologen einem Drusus oder Nerva den Thron versahen, so durften sie einem Trimalchio nur ein langes Leben und eine Erbschaft prophezeien, um reich belohnt zu werden. Bei Prophezeiungen, die nur Privatangelegenheiten betrafen, setzten sie sich natürlich keiner so großen Gefahr aus, als wenn sie über das Leben des Kaisers oder die Zukunft des Staats Mittheilungen machten. Von ihnen erfuhr der Kaufmann, ob ein Geschäft für ihn günstig ausfallen, der lauernde Erbe, wenn der reiche Mann sterben

würde, der ihn in seinem Testament bedacht hatte; der hypochondrische Patient, um welche Stunde er Arznei nehmen solle. In schönen Händen sah man häufig astrologische Kalender, die durch langen Gebrauch abgenutzt waren. Ein Brautpaar ließ sich den günstigen Tag zu seiner Hochzeit, ein Bauherr zur Grundsteinlegung seines Hauses, ein Landmann den Ausfall der Ernte aus den Sternen bestimmen. Natürlich gaben sie sich auch häufig Blößen. In den Metamorphosen des Apulejus, einem um die Mitte des zweiten Jahrhunderts geschriebenen Roman, kommt eine Scene vor, wie sie sich oft genug ereignet haben mögen. Ein Kaufmann in einer Stadt Theffiens, der sich von einem umherziehenden Chaldäer den für eine anzutretende Geschäftsreise günstigen Tag hat bestimmen lassen, zieht eben die Börse, um dem Propheten sein Honorar zu zahlen, das, beiläufig gesagt, mehr als 20 Thaler in unserm Gelde beträgt. Da tritt ein junger Mann herzu, der den Astrologen als alten Bekannten begrüßt und sich erkundigt, ob seine letzte Seefahrt glücklich gewesen sei. Dieser, in der Freude über das unerwartete Wiedersehen, vergißt ganz, daß er als Prophet den Ausgang seiner eignen Unternehmungen am besten hätte vorauswissen müssen und erzählt unbefangen, seine Reise sei die all-unglücklichste gewesen. Sein Schiff sei gestrandet, sein Eigenthum in die Hände von Räubern gefallen, sein Bruder vor seinen Augen ermordet. Der Kaufmann, der dies mit anhört, steckt sein Geld wieder ein, und die Umstehenden lachen den Chaldäer aus.

Man sieht, es ist nicht etwa der Aberglaube, der zu den charakteristischen Eigenschaften des Parvenus gehört. Es ist nur die Dummheit, die sich von jedem, auch dem plumpsten und handgreiflichsten Betrüge, dupiren läßt.

Aus Amerika.

Skaven und Deutsche. Unter den Mitteln, von welchen die Gegner der Sklaverei eine allmähliche Aufhebung derselben hofften, waren hauptsächlich zwei, durch welche man sich großen Erfolg versprach. Das erste beruhte auf der Ansicht, daß durch die Erwerbung neuer Sklaventerritorien, die südlich genug liegen, um den Anbau von Zucker, Baumwolle und Reis zu gestatten, wo mithin die Sklavenarbeit besonders werthvoll ist, eine bedeutende Verdünnung der Sklavenbevölkerung in den mehr nördlich gelegenen Sklavenstaaten, namentlich in Virginien, Maryland, Delaware, Kentucky und Tennessee eintreten würde. Man nahm an, die Sklaverei würde dadurch in großem Maße aus den soeben genannten Staaten in jene neuen Gebiete abgeleitet und so deren Abschaffung in diesen Staaten erleichtert werden — was freilich immer nur eine Verpflanzung und nicht eine Heilung des Uebels gewesen wäre. Diese Ansicht wurde auch mit vielem Nachdruck von der Sklavenpartei